

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Artikel: Das Bad
Autor: Sax, Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572906>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Emilie Forchhammer, Mayenfeld. Bildnis einer alten Dame
(Zeichnung, 1892).

die Welt der Farbe auch für sich entdeckte. Jahre hat sie dann damit zugebracht, die Vielfarbigkeit zu bemeistern. Mancher Studentopf aus dieser Zeit zeigt eine bemerkenswerte Farbigkeit im Fleische, die sich aber nie auf Kosten des Ganzen breitmacht. Ideen und Versuche führten sie schließlich zu dem etwas extremen Mittel, ihre Porträtmodelle in Mischungen von nur drei Farben (englisch Rot, Kobaltblau, lichter Ocker) mit Zubehilfenahme von Weiß wiederzugeben, wobei sie eine überraschend reiche Tonkala zu Wege brachte. Das Bildnis einer stückenden Frau (S. 226) ist eine solche Studie, die, wie man zugestehen muß, das Mißtrauen, das das Publikum gewöhnlich „Versuchen“ in der Kunst entgegenbringt, keineswegs rechtfertigt. . . Von großem Werte für das Schaffen der Künstlerin war ihre weitgehende Pflege der Zeichnung. Wir sind zwar nicht mehr der Ansicht, daß die Zeichnung die Grundlage der Malerei bilde; aber ihr Besitz erst verleiht dem Malerauge ein befreiendes Schalten in der Welt der Erscheinungen, sofern der Künstler auf Realitätswerte Anspruch macht. Nun erst ist die Möglichkeit gegeben, daß das Werk jenen hohen künstlerischen Grad erhält, wo Zeichnung nicht mehr von Malerei und Malerei nicht mehr von Zeichnung zu trennen ist. Dieser Vorzug einer so malerisch-zeichnerisch empfundenen Form eignete unserer Künstlerin zur Zeit ihrer Reise in hohem Grade. Das Absolute der Zeichnung verband sich innig dem Relativen der Umgebungsverhältnisse, dem Gebiete der reinen Malerei; dies drückt sich in jedem der Werke deutlich aus, ob die Künstlerin die Reißfohle oder den Pinsel zur Hand nahm. Es gibt Zeichnungen von ihr, die in wenigen Strichen alles enthalten, und es ist wie ein Wunder in unserer Zeit, daß sie davon verschont geblieben ist, durch diese Geschicklichkeit maniert zu werden. In der Tat hat uns die Künstlerin erzählt, daß ihr ihre Arbeit jedesmal langweilig wurde, sobald sie anfing „geschickt“ zu werden (vor welches Wort wir ein „nur“ hinzufügen müssen, um die Tatsache begreiflicher zu machen). Sie hat dann jedesmal sozusagen wieder von vorne angefangen, sich gleichsam wieder enger an die Natur geschniegt. Es soll der Malerin einmal von gewisser Instanz ge-

sagt worden sein, ihre Arbeiten seien zu wenig künstlerisch. Was wohl damit gemeint war? Freilich, wer das „Künstlerische“ einmal loshat (und das kann man, bekommt man es doch heutzutage faustdick vor die Augen), der braucht nicht Künstler zu sein. Solche Naturen aber wie Emilie Forchhammer haben dennoch — trotz mangelnder Anerkennung — reiche Entschädigung für ihr mühevolleres Streben: stete Freude des Entdeckens und manche innere Genugtuung am Ueberwundenen.

Emilie Forchhammer, nun im 62. Lebensjahre, lebt heute zurückgezogen in Mayenfeld; sie ist dänischer Abstammung väterlicherseits, die Mutter aber war eine Bündnerin. Graubünden war ihre Heimat. Sie ist ihr Zeit ihres Lebens treu geblieben und hat sie nur vorübergehend verlassen; ein Studienjahr in Paris, allzu kurz, wie sie klagt, und einige spätere Studienreisen sind die einzigen Bildungsmittel gewesen, die das Schicksal ihr gegönnt hat. Um so höher kann sie sich schätzen, „geworden“ zu sein.

Leo Steff, Bern.

Das Bad.

Skizze von Karl Sax, Zürich.

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Wenn man vom Bad sprach, wußte jedermann im Land herum, welches Bad damit gemeint war. Von den Herren der Vorfahren hieß es, sie hätten sich dort auf eine Art ergötzt, die man heute nur noch hinter verschlossenen Türen oder aus den Büchern kennt. Man durfte sich damals noch des Lebens freuen, ohne daß der Pfarrer oder eine feusche Jungfrau darüber eiferten, und wenn sie es taten: man kümmerte sich nicht darum! Das war



Emilie Forchhammer, Mayenfeld.

Strickendes Mädchen.
(Zeichnung, 1902).

zu jener Zeit, als das Herrenbad noch in Blüte stand und sein Besitzer aussah wie der griechische Weingott und mit dem Geist Wortspiele und spitzige Andeutungen zum Gelächter der hohen Gäste abschloß.

Doch jene alte Zeit ging vorüber, und jene Herren starben aus. Der Wirt wurde magerer, das Bad wurde nicht erweitert; nur die Ahornbäume und die Buchen, die das Gebäude überragten, wuchsen weiter, und der Bach, der das erquickende Wasser spendete, gurgelte noch wie ehemals. Die neuere Zeit hatte eben andere Begriffe. Die Menschen mochten nicht mehr fröhlich und offen genießen. Sie schlossen sich in die eleganten Gaststuben der Stadt ein oder trafen sich in Zirkeln. Aber man ergöhte sich noch immer an den sonderbaren Geschichten von dem Leben, das einst im Herrenbade hauste. Man freute sich an der Vorstellung und hörte gern davon erzählen, und diejenigen, die mit dem Alter noch in die Glanzzeit des Bades zurückreichten, kamen auf ihre Rechnung, die sie dadurch steigerten, daß sie die kräftige Natürlichkeit von ehemals mit den Pikanterien des neuen Lebens durchspickten.

So blieb der Name des Bades und die Erinnerung an dessen erloschenen Glanz immer lebendig. Die Stellung zu dem Bade war sozusagen ein Gradmesser für die sittliche Weltanschauung eines Menschen in der Umgegend, und der Pächter darauf

konnte in der Masse nie verschwinden. War er nicht eine markante Persönlichkeit, so wurde er dazu gemacht. Und es war in der Tat so: jeder, der auf dem Bad wirtete, hatte eine ausgesprochene Eigenart. Entweder er war gottlos, oder er galt als fromm, als Spitzbube oder als grundehrliche Natur. An dem Gebäude und den Ahornbäumen blieb ein alter Glanz haften, der unvergänglich schien, und es war kein Kleines, sich mit diesem Glanz zu verbinden. Ueber den wahren Grund seines Entschlusses wurde sich zwar kein Wirt ganz klar, wenn er die Pacht des Bades übernahm. Wer aber genauer zusah, bemerkte, wie der Pächter mit dem Bad stets in eigentümlicher Verwandtschaft stand. Es waren schon äußerlich imposante Männergestalten, entweder knochig, mit schmalen Gesichtern, aber etwas fränklich, oder sie sahen aus wie ein voller Sack, dem aber durch irgend eine Blödigkeit, die niemand bemerkte, langsam der Inhalt auszurieseln schien. Mit einem Wort, die Pächter mußten früher einmal gewesen sein, was das Bad einst war: reiche und vornehme Leute, und da sie die Gestalt und den Willen zu dem verlorenen Glanz besaßen, verbanden sie sich mit dem Herrenbad, um daraus die Mittel zu jenem verlorenen Glanz wiederzugewinnen; aber sie machten dabei den Fehler, daß sie auf die Bedingungen zurückfielen, die in der Gegenwart keine Geltung mehr hatten. Darum brachte es keiner von ihnen zu etwas. Ihre Art konnte in der neuen Zeit keine Wurzeln fassen. Sie kamen gewöhnlich erst zu spät zur Erkenntnis; denn die Menschen leben leider nicht so lang wie Ahornbäume.

Die neue Zeit hatte von der Bequemlichkeit und von der Schönheit andere Begriffe, sodaß das alte Bad ihren Ansprüchen nicht mehr genügte. Das Bad schien mit der Zeit ein Altersasyl für rheumatische, gebrechliche Menschen zu werden. Die Wirtschaft mit den schweren Eigenschaften war am Sonntag ein Sammelpunkt der Bauern oder junger Leute, die in der Einsamkeit unbestraft und unbeachtet ihr Mütchen ausüben konnten. Als dann Heinrich Heimstetter das Bad kaufte, hieß es, es werde einen neuen Aufschwung nehmen. Heimstetter hatte aus den Trümmern seiner einst wohlhabenden Familie durch die Geschicklichkeit eines ergebenen vornehmen Freundes, der Amtsrichter war, einiges Geld retten können und zudem eine geschickte Frau geheiratet, die als Tochter eines Gastwirtes aufgewachsen war. Es war nach menschlichem Ermessen Aussicht vorhanden, das Bad durch aufopfernde und geschickte Arbeit auf den alten Glanz zu bringen. Niemand hätte davon mehr profitiert als die Leute der Umgegend. Als der neue Besitzer einzog, beglückwünschte man ihn zum Erfolg und bestärkte ihn zu dem Unternehmen. Heimstetter rechnete auch auf seinen Bekanntenkreis in der Stadt. Er legte sich mutig ins Geschirr, verteilte seine Ausgaben für die Umbauungskosten und die neue Inneneinrichtung des Bades, setzte die vermutlichen Einnahmen an — es mußte gehen! „Wir retten unserer schnelllebigen Zeit einen lauschigen Ruheport und schenken ihr zugleich Sinn für



Emilie Forchhammer, Mayenfeld.

Stickerin (Delftstube).

die Schönheit, die auszusterben scheint!“ Der angeborene und von einer kunst sinnigen Mutter gepflegte Geschmack für das Echte und das Schöne hatten Heimstetter im Grunde bestimmt, das Bad zu kaufen. Die Sorge für seinen Hausstand zählte auch mit, aber eigentlich erst in zweiter Linie. Da er selbst an den hochragenden Bäumen, am sprudelnden Wasser und an den Wolken, die darüber hingen, eine unbändige Freude hatte, glaubte er, alle Menschen müßten dasselbe empfinden.

Das Gebäude wurde mit erheblichen Kosten erweitert, neue kostspielige Badeeinrichtungen wurden angelegt; die Art des Gebäudes aber, die Lage und die Größe der Zimmer blieben sich gleich. Der Besitzer sah darin einerseits Originalität, andererseits freundliche Behaglichkeit. Alles wurde jedoch aufs sorgfältigste gereinigt und ausgestrichen. Dabei klammerte sich Heimstetter an die bevorstehende Verbindung der alten und der neuen Zeit, und er war entzückt, als sich ihm die Ueberzeugung aufdrängte, er habe in dieser Neueinrichtung des alten Bades eigentlich das Problem gelöst, und er nannte bald Absicht, was teils Instinkt und teils Notwendigkeit war. Die Verteidigung dieses Problems betrieb er oft bis zur Lächerlichkeit und suchte dafür überall im Leben gleichartige Erscheinungen, die er auch fand und die ihm die Ueberzeugung aufdrängten, daß das Verständnis für die alte und solide Art wieder Oberhand gewinne und ungewollt auch sein geschäftliches Unternehmen fördern helfe. Er bemerkte aber nicht, daß seine Ansichten, die sich je länger je stärker in den Vordergrund drängten, einem Bedürfnis entsprangen und ihn als unpraktischen Theoretiker erscheinen ließen, den man zu Zeiten auch übervorteilen konnte, wenn man auf seine Meinungen einging. Das verstanden einige Handwerker aus der Gegend ausgezeichnet. Die Frau Heimstetter, die das Notwendige und das Nächstliegende schneller begriff als ihr Mann, mußte ihn oft mahnen: „Heinrich, sieh doch den Leuten besser nach! Hier fehlt es, und dort geht etwas nicht richtig! Hör doch endlich auf mit deinen Theorien! Die tragen nichts ein!“ Aber der Heinrich Heimstetter ließ sich von solchen Mahnungen nicht abhalten. Er versteifte sich je länger je mehr auf seine Theorie von der Verbindung zweier Kulturen. Er trat auch einer Vereinigung in der Stadt bei, die sich das ideale Ziel gesteckt hatte, das verbindende und schlichtende Dritte zu suchen. Da Heimstetter in der Stadt das Gymnasium besucht hatte und teils durch Anlage, teils durch die Übung eine ordentliche Fähigkeit besaß, seine Gedanken in Worte zu fassen, schrieb er über sein Lieblingsthema einige Artikel, die unter Bekannten beifällig aufgenommen wurden. Das freute ihn mehr als die ganze Rundschaft und was sie ihm einbrachte. Er lud auf einen schönen Sonntag seine Gesinnungsgenossen in der Stadt ein, führte sie durch das Bad und er-



Emilie Forchhammer, Mayenfeld.

Mutter der Künstlerin (Selbstbildnis).

klärte ihnen, wie er alles auf jene Theorie abzustimmen versucht habe. Jedermann lobte, niemand widersprach ihm. Er war überglücklich.

Es war aber sonderbar: von jenen Leuten meldete sich niemand im Bad zur Kur. Heimstetter galt doch nicht als voll; er schien immerhin problematisch, und als durch Drittpersonen durchsickerte, daß das Herrenbad nicht den gewünschten Aufschwung nehmen wolle, hielt man sich erst recht fern. Umso stärker wurde Heimstetter auf seinen Glauben gedrängt. Er stand bald allein mit seiner Ansicht und fühlte sich einsam. Damit wuchs sein von Jugend angeborener Hang zur Natur. Er sagte, die Bäume verstünden ihn besser als die Menschen, und er gab sich bald nicht mehr besondere Mühe, auf die Gewohnheiten und Wünsche der Gäste zu achten und darnach zu streben, ihnen entgegenzukommen. Er begann, die Menschen zu verachten, die für die Schönheit weder Begriff noch Willen hätten. Aber solche Gedanken halfen weder ihm selbst noch dem Bad, noch vermochten sie den Unwillen seiner Frau zu dämpfen und sie gegen das drohende Unglück widerstandsfähiger zu machen. Sie verlor den Glauben an ihren Mann und ging so weit, ihre Meinung in dem Schoße der eigenen Familie zu offenbaren, wo man darüber im klaren war, daß das Bad dem Ruin entgegengehen müsse. Aber es wagte niemand einen entscheidenden Schritt gegen den Mann, der das Unglück durch seine Ungeschicklichkeit verschuldet haben sollte; denn man konnte ihm nicht Schlechtes nachreden, und abgesehen davon: Heinrich Heim-

stetter hatte etwas in seinem Wesen, das Ehrfurcht einflößte. Der ererbte schlanke Wuchs, das knochige schmale Gesicht, die sonderbar melancholischen Augen... Und schließlich: wer hatte einstweilen das Recht, einzugreifen? Die Frau selbst war schwankend und folgte den Einflüsterungen, die ihr zur Trennung von dem Manne rieten, nicht; sie fühlte sich durch eine unerklärliche Macht an ihn gebunden, und sie versuchte weiter, ihn zu vernünftigen Anschauungen zurückzubringen. Und wenn sie es auch gekonnt hätte, das Bad hätte niemand zur Rendite gebracht. Das mußte sich auch der gewiegteste Praktiker sagen, der den Bedürfnissen nachzuschleichen versteht, wollte man auch diesem oder jenem Prinzip Raum geben. Stimmt man alles auf den Mittelstand ab, so ging es nicht. Mit den Vornehmen hatte man es probiert. Und was die Bauern aus der Umgegend eintrugen, war ein bescheidener Teil an den Kapitalzins. Rechnete man mit der vergnügungsfüchtigen Jugend, so ging's wieder nicht; denn diese wollte die Unterhaltung in der Nähe haben und nicht erst ins Bad laufen. Als Ausflugsort lag das Bad zu weit von der Stadt entfernt. Aber man probierte es mit allem, auch mit Gartenfesten, Konzerten, besondern Weinsorten und Gerichten.

Heimstetter gab den verschiedenen gut gemeinten Ratschlägen nach, obgleich er wußte, daß alles und er damit verloren sei. Und er hatte recht! Die Geldmittel waren aufgebraucht, und die Rendite war ausgeblieben. Aber die Entwicklung dieses Unglücks brachte Heimstetter zu einer innern Welt, die er nun aufbaute und die ihn schließlich auch rettete. Er war von Haus aus, trotz allem, mit einem scharfen Verstand begabt, der, einmal auf der richtigen Fährte, die Wege, die zum Ziele führten, scharf erfaßte und sie bis zum Ende verfolgte. Diese Anlage war in der Einsamkeit und durch die besondern Verhältnisse gewachsen. Nach dem offenbaren Einbruch des Unglücks ging Heimstetter den Zusammenhängen seines Falles nach wie der Anatom einem verästelten Gebilde des menschlichen Körpers, und er kam nun selbst zur Ansicht, daß er sich getäuscht hatte, allerdings nicht in den Bäumen, nicht in der Schönheit dieses wunderbaren alten Bades, aber in dem Tun der Menschen, das er nun bis ins kleinste zu zerlegen begann. Damit zerlegte er die Menschen selbst, und er betrachtete sie bald nur als Material seines Verstandes. Er sah in dem Menschen nicht mehr als Stein und Pflanze, und der Charakter des Menschen schien ihm zu wechseln wie Farbe und Form der Tiere, nach Bedürfnis. Es gab für ihn bald weder Fehler noch Tugenden. Er empfand, daß er dies alles besser verstehe als der Gelehrte mit dem Messer hinter dem Sezirtisch; denn er hatte die Wahrheit an sich selbst erfahren durch die Schläge, die ihm zugefügt worden waren. Die Menschen kamen ihm elend vor, und eine Zeit lang trug er sich mit dem Entschluß, den Kampf mit ihnen freiwillig aufzugeben und mit dem Bad zugrunde zu gehen. Das dachte er sich so: er wollte die Frau mit den beiden Kin-

dern zu den Schwiegereltern schicken, dann in der Nacht, nach ein Uhr, das Haus in Brand stecken und seinen Körper von den Flammen des gewaltigen Brandes verzehren lassen. Dieser Gedanke und der feste Wille, ihn auszuführen, hoben seine Kraft, sodaß er nach außen bestimmter schien. Aber gerade dieser Segen des Sieges über sein Unglück, den er zum voraus empfand, erweckte in ihm die Sehnsucht nach dem Leben, und als er eines Abends seinen Kindern in die Augen schaute, war er überzeugt, daß er für die Kinder leben müsse; denn auf die Welt war kein Verlaß, das wußte er. Aber wie diesen Kampf aufnehmen? Nach anderer Leute Art war es unmöglich! Dazu hatte er zu viel gedacht und zu wenig Schuldgefühl! Es mußte einen besondern Ausweg für ihn geben!

Der Gedanke an den Brand des Bades stieß ihn auf den richtigen Weg. Er rechnete die Versicherungssumme nach und verglich damit seine Schulden, wieviel notwendig sei, auf einer einfachen Grundlage als Landwirt durch die Arbeit der Hände ein gefestigtes neues Leben zu beginnen. Es stimmte! Das Bad mußte niederbrennen, und aus dem Ueberfluß der Versicherungssumme galt es, ein neues Heim zu gründen. Warum nicht? Wer wird daraus geschädigt? Das Leben gewiß nicht, und das Leben hatte er zum Prinzip erhoben, nachdem doch alles sich nur darnach richtete. Im Gegenteil! Das Leben seiner Kinder, seiner Frau und seine eigene Existenz werden durch die Tat gehalten, und was so oder so dem Untergang verfallen war — das schöne Bad — findet einen flammenden Tod. Der Zehntelsprozent, der den reichen Aktionären durch den Schaden entgehen konnte, spielte keine Rolle. Mit dieser Ueberlegung hatte Heimstetter gleichsam von einer höhern Warte aus den bewußten Anschluß an seine vornehme Abstammung gefunden, die ihre Krieger einst in die Schlachten führte und deren Greuelthaten als Ruhm in die Nachwelt hineinleuchteten. Taten die erfolgreichen Verwandten seiner Familie, die in hoher, verantwortungsvoller Stellung standen, anderes? Nach seiner Meinung viel Schlimmeres, wenn auch unbewußt: sie erwürgten oft Leben, ohne sich selbst der Gefahr auszuliefern. Er aber brennt ein unnützes Gebäude in Flammen, bewußt, nicht ohne Gefahr, um Leben zu retten. Heinrich Heimstetter hatte auf einmal den Anschluß an das Leben gefunden. Er wuchs damit, und die Leute sagten: Heimstetter sieht wieder besser aus. Hat er wieder geerbt? Die Kraft seiner Vorfahren hatte er entdeckt und den Mut, das Ungewöhnliche und Gefährliche zu fassen und unbeirrt zum Ende zu führen.

Dabei ging er mit bewunderungswürdiger Ueberlegung zu Werk. Er überlegte zuerst, wann es brennen müsse. In der Neujahrsnacht! Das war ein markanter Tag und außerdem günstig. Die Menschen sind von der eigenen Torheit eingenommen. Morgens etwa um drei Uhr schien der günstigste Zeitpunkt. Die Betrunkenen haben sich um diese Zeit kaum zu Bett gelegt, und die Mächternen sind noch nicht leicht zu wecken. Bis es so weit war,



ORELLI PUSCO

DIE SCHWEIZ
18183

Maientracht am Vierwaldstättersee.

Nach photographischer Aufnahme von Alfred Ryffel, Zürich.
Mit Bewilligung des Polygraph. Institutes, Zürich.

hatte sich der Brand über das ganze Gebäude ausgebreitet. Auch die Möglichkeit des Windes wurde erwogen und jenachdem der Feuerherd bestimmt. Heimstetter überlegte genau, wie er das Streichholz anzünden werde, und übte in der Vorstellung jede Einzelheit seiner Tat, bis er ihrer ganz habhaft wurde. Nachdem er den Verlauf des Brandes festgelegt hatte, ging er auf die Wirkung über, die er auf die Menschen machen würde. Er stellte sich den Gemeindeammann vor und den Polizisten. Er vergegenwärtigte sich jede mögliche Frage, und er stellte sich dabei auf den Standpunkt, daß ihm alles unerklärlich sei; er habe geschlafen, dann habe er, durch das Rufen eines Kindes aufgeweckt, Rauch gerochen . . . Eine Hauptsache schien ihm, daß seine Frau unzweifelhaft an ihn glaubte. Das andere ergebe sich von selbst . . . Den Verlauf des Brandes übte er bis auf den bestimmten Tag. Er war davon so erfüllt, daß er, auch wenn er nie geschehen wäre, doch an seine Wirklichkeit hätte glauben müssen. . .

Am Neujahrs morgen um ein Uhr hatten die letzten lärmenden Bauern die Wirtschaft fluchend verlassen, um drei Uhr züngelten die ersten Flammen wie wehende Fegen aus dem Haus. Einen Augenblick stutzte Heimstetter; er begegnete sich selbst und erschrak, wie wenn ein vernünftiger Mensch allein und unbewehrt auf einsamem Waldweg einem Wahnsinnigen begegnet, und es schien einen Augenblick, als sollte die Vernunft dem Wahnsinn in ihm unterliegen; aber er fakte sich und war — gerettet. Als das Ende des Bades in Feuer stand und der Wind die Gluten versäte, konnten die Bewohner des Bades, wie ein spät Heimkehrender bemerkte, kaum das nackte Leben retten. Das Bad verbrannte auf den Grund; die Mauern waren ausgeglüht, und die Jungmannschaft der Feuerwehrlente machte sich eine Freude daraus, was Menschenhände mühsam aufgebaut hatten, in wenigen Stößen mit den Haken einzurennen.

Das Verhör der Familie Heimstetter gab über die Brandursache keinen Anhaltspunkt. Heimstetter hatte durch den Kampf mit den Bitternissen des Lebens und mit der Tat, die er zum voraus hundertmal durcherlebt hatte, seinen Körper und

seine Gedanken so gestählt, daß ihn niemand ernsthaft zu verhören wagte. Umso eher wurde hinter seinem Rücken gesprochen. Aber der Glaube seiner Frau, die der reinen Gesinnung ihres Mannes sicher war, besiegte jeden Verdacht, der gefährlich werden konnte. Auf das Gerede der Menge hatte Heimstetter längst nicht mehr geachtet. Die Versicherungssumme wurde restlos ausbezahlt. Ein paar verdächtige Individuen, die in jener Nacht in der Umgegend gesehen wurden, griff die Polizei auf, mußte sie aber, mangels eines zuverlässigen Beweises, wieder laufen lassen.

Von nun an kannte Heimstetter die Menschen und ihre Kampfesart besser als irgendwer, und er verschmähte sie noch mehr als vordem. Mit der Summe, die ihm nach Deckung der Schulden übrig blieb, kaufte er ein Bauerngut und arbeitete darauf mehr als Knecht und Magd zusammen. Heimstetter wurde auch bald zu einem Halt in seiner Gemeinde, zu einem untrügerischen Stein, an dem sich alles prüfen konnte. Der Erfolg und die Ruhe seines Wesens hatten in wenigen Jahren den Verdacht, den Brand gelegt zu haben, vollständig besiegt; nur der Pfarrer hielt die Erinnerung daran im stillen fest, aus zwei Gründen: er fühlte ein stärkeres Gewissen neben sich und einen stärkern Einfluß in der Gemeinde. Wenn Heimstetter hin und wieder, der äußern Form wegen, zur Beichte ging und ein paar übereilte Flüche gestand, versuchte der Pfarrer einen Augenblick sein Auge zu fassen, glitt aber sogleich ab und fragte wie entschuldigend: „Sonst nichts, Herr Heimstetter?“ „Nein, sonst nichts!“ entgegnete jener gelassen.

Aber als Heimstetter im Sterben lag, versuchte der Pfarrer noch einmal seinen Angriff, indem er auf die Schwäche der Leiden und auf die Furcht vor dem nahen Tode rechnete, und sagte: „Jenes, weshalb man Euch beschuldigte, ist nicht wahr?“ Heimstetter wandte den Blick und sah dem Pfarrer in die Augen. „Wie die Menschen oft von falschen Abnungen irreführt werden!“ fuhr der Pfarrer entschuldigend fort und absolvierte den Sterbenden.

Heinrich Heimstetter starb wie ein reifer Mensch. Er hatte seiner Familie auch in der neuen Zeit Recht und Leben geschaffen. . .

Neue Schweizer Lyrik.

(Schluß).

Einen nicht weniger eigenartigen, aber ganz anders gearbeteten Ton schlägt die lyrische Erstlingspende Dr. Gottfried Bohnenblusts, sein formschönes und feines Buch „Gedichte“*) an. In diesen poetischen Blättern waltet vom Anfang bis zum Ende der machtvoll gebietende Geist eines bewußten Schönheits sinnes von großem Reichtum und erstaunlicher Kraft. Es ist durchaus bemerkenswert, wie die Dichtungen Bohnenblusts, der aus der Schule keines Geringern als Heinrich Leutholds — dem, nebenbei bemerkt, auch das wissenschaftliche Schaffen und Interesse seiner letzten Jahre zugewandt war — kommt, wie gerade sie uns beweisen, wie man der Schüler eines bewundernswürdigen Vorbildes sein kann, ohne darum sein Nachahmer oder gar slavischer Nachbeter zu werden. Gewiß

ist da oder dort im besten Sinne des Wortes eine der Viederschöpfungen vom Klangtausch der Leuthold'schen Poesie unwittert; aber was Bohnenblust uns zu singen und zu sagen hat, bleibt trotz alledem, nach Inhalt wie Form, in erster Linie persönliches Gut, von stark ausgesprochener individueller Prägung und subjektiver Fassung. Und das ist gut so, und wir begrüßen es als das Zeichen eines freien künstlerischen Weges und Schaffens nur umso mehr, gerade da die Gefahr eines Aufgehens im Stile des Meisters, eines Sichverfenkens und Untertauchens in das Melodiengewoge seines Klangmeeres für viele andere so nahe gelegen hätte und so besonders groß und verlockend sich erwies in dem vorliegenden Fall. Aber genug der theoretischen Betrachtung und zum Genuß der Früchte dieser ersten Kunst! Das gedankliche

*) Frauenfeld, Druck und Verlag von Huber & Co., 1912.